

Constantin
Schwab

DIE
GRÜNEN
AUGEN

DER
LIZA
DE MINK

Roman

KREMAJR & SCHERIAU

K&S

Constantin Schwab

Die grünen Augen
der Liza de Mink

Roman

KREMAYR & SCHERIAU

Ein Zweifel ohne Ende
ist nicht einmal ein Zweifel.

Ludwig Wittgenstein

Im April fünfundsiebzig erhielten wir einen Brief mit ungewöhnlicher Marke. Anita hatte ihn mir auf den Schreibtisch geworfen, wie immer wortlos, die Zigarette zwischen den Lippen, den Rauch und ihr Parfüm in meinem Büro verteilend. Sie war erst seit ein paar Wochen bei uns, weil ich mir sagte, wir würden eine Sekretärin brauchen, wie Sam Spade eine hatte; unter den wenigen Bewerberinnen war Anita die Einzige, die den Eindruck erweckte, als hätte sie den Posten nicht bitter nötig; generell schien sie kein großes Interesse an Arbeit zu haben, was sie auch nicht weiter versteckte und uns sehr imponierte. Zum Bewerbungsgespräch brachte sie ihren eigenen Aschenbecher mit, stellte ihn auf den Schreibtisch und sagte, dem Büro fehle es an allem. Am nächsten Tag hatten wir sie eingestellt.

Der Brief, den sie mir an jenem Morgen auf den Schreibtisch warf, kam aus Belgien: die seltene Marke zeigte ein flämisches Kunstmotiv, die typische dreifarbige Landschaft von Joos de Momper, und in der rechten unteren Ecke stand winzig klein »Antwerpen« geschrieben. Es kam so gut wie nie vor, dass wir Post aus dem Ausland erhielten, zwar hatten wir einmal in der *Süddeutschen*

eine Annonce geschaltet, doch im Grunde fingen wir gerade erst an, uns in Wien einen Namen zu machen, und ich war jung und überheblich genug, um mich geschmeichelt zu fühlen – ein Gefühl, dem man in unserer Branche niemals nachgeben sollte. Der Inhalt des Briefes dämpfte meine Freude jedoch schnell, das Schreiben klang nach einem weiteren Routinefall, wie wir ihn zur Genüge kannten: verzweifelte Mutter berichtet über ausgerissene Tochter und bittet, sie wieder zurückzubringen. Sie mache sich berechnete Sorgen, dass ihr etwas zustoßen könne, und so weiter und so fort – der Brief war voller Allgemeinplätze, mütterlichem Pathos, wie wir ihn damals nicht selten erhielten. In den meisten Fällen stellte sich heraus, dass die weggelaufenen Kinder (oder jungen Erwachsenen) gute Gründe hatten, das Elternhaus zu verlassen, und die Sorgen der Mütter vor allem darin bestanden, dass ihre Nachkommen ein Leben führten wollten, das vom eigenen, gescheiterten Modell abwich. Als wäre es eine offene Provokation, die Fehler der Eltern nicht wiederholen zu wollen.

In diesem Fall war die Tochter siebzehn, kurz davor, die Schule zu beenden. Ich erinnere mich, dass ich intuitiv nach einem Bleistift fasste, um den Namen einzukreisen: Liza de Mink. Beim Blick auf die ungewöhnliche Schreibweise ihres Vornamens – Liza mit einem Z – musste ich unvermittelt an Liza Minnelli denken. Vor zwei oder drei Jahren lachte sie von allen Litfaßsäulen der Stadt, als *Cabaret* seinen Siegeszug in den Kinos feierte, und sich die ganze Welt eine steile Film-

karriere von ihr versprach, die in den Folgejahren nicht eintrat. *Liza mit einem Z*, das war nicht bloß ein Name, es war eine Erwartung, und es schien typisch für die Zeit, dass sie nicht eingelöst wurde. So blieb auch der Brief letztendlich unentschlossen und wenig aufschlussreich, in seiner Gesamtheit wirkte das Schreiben seltsam anonym, es war abgetippt, aber nicht fehlerfrei, dringlich, aber nicht überstürzt. Erst im letzten Absatz verstand ich, warum eine Mutter aus Antwerpen eine Detektei in Wien anscrieb: Sie hege den starken Verdacht, betonte die Verfasserin, dass ihre Tochter sich der »Muell Kommune« angeschlossen habe, und flehe uns an, sie aus dieser Sekte zu befreien, von der man sich »schlimme Dinge erzählte«. Sie sei bereit, jedes Honorar zu bezahlen. Gezeichnet: Agata de Mink.

Letztlich war es nicht die Aussicht auf das große Geld (obwohl wir kaum wussten, wie wir Anita bezahlen sollten), die mich zusagen ließ, es war der hypnotische Klang dieses Namens – *Liza de Mink* – und die überraschende Erwähnung der Wiener Kommune, die offensichtlich schon in Belgien ihre Wellen schlug. Denn bei dem, was sie als »Muell« bezeichnete, konnte es sich nur um Otto *Muehl* handeln, den ehemaligen Mittelschullehrer, Kunstaktionisten und Gründer der Kommune. In der Stadt hatte jeder schon die eine oder andere Geschichte über sie gehört, über dieses seltsame Gruppenexperiment, das ein neues Lebensmodell ausrief, um die verhassten Regeln des Bürgertums zu überwinden. In seiner gelebten Konsequenz

war es nur die logische Fortführung des Wiener Aktionismus, der die hohen Mauern der Staatskunst einreißen wollte, und nicht davor zurückschreckte, sich straffällig zu machen, indem er blankzog und niemanden schonte, am wenigsten sich selbst. Als ich den Brief in Händen hielt, erinnerte ich mich wieder, dass ich dem Aktionisten Muehl einmal begegnet war, oder besser gesagt: mit ihm konfrontiert wurde.

Es war der siebte Juni achtundsechzig, ich sehe noch das selbstgedruckte Plakat vor mir, das sie an der Uni aushängten, »Kunst und Revolution« war darauf in verzerrten schwarzen Lettern zu lesen, der proklamierte Größenwahn einer jungen Horde und ihrer stolzen Protesthaltung. Matti und ich studierten damals im zweiten Semester, wir hatten uns zur gleichen Zeit für Philosophie und Jus eingetragen, waren uns jedoch zuvor nie begegnet (oder zumindest war er mir bis zu diesem Abend nie aufgefallen).

Als ich den Hörsaal zögerlich betrat, war der Raum bereits bis in die letzte Reihe gefüllt mit überwiegend jungen, langhaarigen Menschen. Ich spürte einen seltsamen, inneren Widerstand gegen die Veranstaltung, hatte mir auf dem Weg zum Institutsgebäude viel Zeit gelassen, war bewusst spät gekommen, um nicht den ängstlichen Eindruck zu erwecken, mich absichtlich ganz nach hinten zu setzen, obwohl die ersten Reihen noch frei gewesen wären; ich wusste um den Ruf der Künstler und hatte die panische Vorstellung, in ihre Aktion involviert werden zu können. Nicht hinzugehen war

aber auch keine Option, denn mit zwanzig kannst du nirgendwo fehlen, du kannst nicht das Risiko eingehen, als Feigling dargestellt zu werden, und du kannst auf keinen Fall in deinem abgedunkelten Studentenzimmer mit dir selbst spielen, wenn nebenan Geschichte geschrieben wird – denn genau so wurde es uns verkauft und genau deshalb stand plötzlich Matti neben mir und hielt mir seinen kleinen silbernen Flachmann entgegen, weil er an meinem verschüchterten Blick ablesen konnte, wie ich mich fühlte, und mir später erklärte, dass es ihm genauso erging; wir tranken an diesem Abend nicht aus Vergnügen, wir mussten uns Mut antrinken, um so tun zu können, als hätten wir Spaß an der Revolution, während wir aus letzter Reihe durch die nervösen Rauchschwaden hindurch auf die zuckenden Körper starrten und völlig still und gebannt beobachteten, wie sich Muehl, Brus und Wiener am Professorentisch auszogen, um die Wette pissten, einen großen Haufen hinterließen und sich selbst ins Gesicht spritzten, während sie die Bundeshymne quer durch den Hörsaal grölten. Ich erinnere mich, dass mich damals am meisten beeindruckte, wie sie das hinbekamen, wie sie auf Knopfdruck vor all den Leuten einen Steifen bekommen konnten und sich mit Zielstrebigkeit und Erfolg einen runterholten, während hundert Augenpaare auf sie gerichtet waren und ihnen verstört, angewidert, fasziniert und ein wenig beschämt dabei zusahen. *Beschämt*, weil wir wussten, dass wir es selbst nicht konnten – zumindest ich für meinen Teil hätte mich nie auf diese Bühne gewagt, und selbst wenn, wäre mein

Schwanz ein kümmerliches Ding geblieben, zusammengekauert wie ein verschrecktes Tierchen zwischen rauen Fingern. Schon als Kind fiel es mir schwer, vor anderen Buben überhaupt zu urinieren, noch beim stärksten Harndrang hielt mich etwas zurück, wann immer jemand zusah (eine absurde Blockade, die sich niemals ganz löste); vor Fremden erregt zu werden, schien mir unvorstellbar.

An diesem Abend, als ich mir zum ersten Mal mit Matti den Flachmann teilte, da verstand ich zwei Dinge. Als ich beobachtete, wie sich Günter Brus im vollen Hörsaal den steifen Schwanz wickelte, da wusste ich, dass ich ein Leben hinter der Bühne führen würde. Und ich verstand, ohne ein einziges Wort mit Matti zu wechseln, dass ich plötzlich einen Freund hatte.

Die sogenannte Uni-Ferkelei, wie sie später bezeichnet wurde, läutete zugleich das Ende des Wiener Aktionismus ein – sie war ihr Höhepunkt, oder ihr Tiefpunkt, je nachdem, wo man stand. Im Folgenden zerstreuten sich die Aktionisten und damit auch die leise Hoffnung, dass sich in diesem braunen Landstrich etwas ändern würde. Denn bei aller Provokation, bei all den Schimpftiraden, Fäkalorgien und der Selbstverstümmelung ging es letztlich nur darum, dass sich endlich etwas änderte. Brus floh nach Deutschland, bevor ihn die Justiz belangen konnte, Muehl verbrachte wegen Antipatriotismus zwei Monate im Gefängnis. Als er wieder freikam, suchte er neue, alternative Wege aus der Bürgerlichkeit und begann

mit dem, was er später »Aktionsanalyse« nennen sollte. Was Matti und mich betraf, so glaubten wir nicht an Veränderung. Wir waren stumme Rebellen, schüchtern, aber realistisch, wir lebten die Revolution allerhöchstens in Gedanken und gefielen uns dabei. In den Kreisen, in denen wir zu der Zeit verkehrten, war es eine unausgesprochene Verpflichtung, die Heimat zu verachten und auf ihre Regeln und Traditionen zu scheißen (im Fall der Aktionisten wortwörtlich). Wir trugen Lederjacke, Sonnenbrille und lächerliche Frisuren, wir sahen aus wie Peter Handke aussehen wollte, obwohl er Matti und mich nie interessiert hatte. Nach der Hörsaalaktion fanden wir heraus, dass wir uns beide unheilbar mit Wittgenstein infiziert hatten, wir schwärmten wie Schulmädchen für seine Axiome und prahlten auf Studentenfesten mit Weisheiten wie »Die Welt ist alles, was der Fall ist« oder »Eine Darstellung ist kein Bild, aber ein Bild kann ihr entsprechen« und kamen uns dabei ausgesprochen gebildet vor. Überheblichkeit war nie verlockender als in diesen Tagen.

Unser gemeinsamer mangelnder Glaube an Veränderung war schließlich ausschlaggebend für das, was folgen sollte. Es heißt, jede noch so lange Biografie schreibt sich anhand einiger weniger Begegnungen; was mich betraf, waren es nur zwei, und die erste fand an jenem lauen Juniabend im verachteten Hörsaal statt, als Matti mir den Flachmann reichte und ich stumme Bruderschaft mit einem Menschen schloss, der mir unheimlich vertraut schien, noch ehe ich seinen Namen erfuhr.

Von da an saßen wir in jeder Vorlesung nebeneinander, teilten Flachmänner und Gedanken, schoben im Sommer Nachtschichten auf einem Campinggelände am Neusiedler See und spürten im folgenden Semester den akuten Drang, alles hinzuwerfen. Das Studentendasein, so aufregend es sich anfangs noch anfühlte, begann uns plötzlich anzuöden. Es erschien uns damals als überaus noble Geste, zwei Studiengänge aus freien Stücken abzurechnen, ohne jede Notwendigkeit, außer unserem sturen, unreflektierten Drang zur Verweigerung sowie der vagen Idee, etwas gemeinsam erschaffen zu wollen, ohne recht zu wissen, was.

Mitten hinein in diese übermütige Stimmung erhielt Matti die Nachricht, dass seine Tante – eine begüterte, kinderlose Textilfabrikantin – überraschend an einem Herzanfall verstorben war und ihm einen guten Teil ihres Vermögens vermachte. Das plötzliche Geld sah Matti als Zeichen, im Grunde sogar als Verpflichtung, unsere Idee tatsächlich umzusetzen – keine Woche später schmissen wir unsere Studien und kauften eine Bürofläche in der Innenstadt. Wir gründeten damals die Detektei, *weil* wir nicht an Veränderung glaubten – wir waren überzeugt, dass jeder in diesem Land etwas zu verbergen hatte, und da wir die Natur des Menschen nicht ändern konnten, wollten wir sie uns immerhin zu Nutze machen. Wir erklärten uns zu Detektiven, unsere Nachnamen prangten in dunklen Schnörkeln von dem Milchglas in der Bürotür, doch im Grunde waren wir immer nur Kinder des Zufalls, Amateure mit einer Lizenz, ahnungslose Autodidakten, die nichts Handfestes

gelernt hatten und bloß wussten, wie sie nicht leben wollten. »Schattenkünstler« nannte Matti uns einmal, und mir gefiel diese Bezeichnung, ich stellte mir unser Büro als Atelier vor, jede angelegte Karteikarte, jede Akte, jede Tonbandaufnahme und jedes Negativ als unsere kleinen, geheimen Kunstwerke, Teile einer Installation, die den tiefsten und dunkelsten Begierden der Leute nachspürte, während unsere Arbeit einen versteckten Aktionismus darstellte, jede einzelne Beschattung eine renitente Kunstperformance im Verborgenen. »Matti Hanisch, Schattenkünstler«, so würde ich seinen Tod Jahre später in der Zeitung vermerken. Es wäre der letzte Gefallen, um den er mich gebeten hätte, ohne ihn auszusprechen.

* * *

Ich fragte mich oft, ob es ein Zufall war, dass Anita den Brief aus Antwerpen auf meinen Schreibtisch warf und nicht auf Mattis. War er an jenem Tag nicht im Büro? Ich bin mir nicht sicher. Möglich, dass er gerade einem anderen Fall nachging, vielleicht holte er auch bloß Kaffee und Gebäck, womöglich stand er neben mir. Matti war ein Mensch, den du nicht gespürt hast, in seiner Unauffälligkeit schien er wie geboren für unseren Beruf; er besaß eine fast schon zwanghafte Bescheidenheit und neurotische Zurückhaltung; es gab nichts, das er so sehr haben wollte, dass er es nicht dir überlassen hätte, oder zumindest bereit gewesen wäre, es mit dir zu teilen. Sein größtes Talent allerdings war seine Fähigkeit zu schwei-

gen. Niemand beherrschte die Kunst der Stille so wie er: Menschen, die als verschlossen galten, wurden neben ihm plötzlich redselig, sie gaben Geheimnisse und Informationen preis, wenn Matti ihnen nur lange genug still gegenüber-saß. Die wenigsten Leute können mit Stille wirklich umgehen, sie unternehmen alles, um sie zu vermeiden, und Matti wusste das. Je weniger er auf sein Gegenüber reagierte, je seltener er nachfragte, umso mehr wurde ihm erzählt; oft vergaßen seine Gesprächspartner, dass ihnen eigentlich ein Detektiv gegenüber-saß, und sagten ohne es zu ahnen, was er hören wollte. Die Einzige, die gegen Mattis Schweigsamkeit immun wirkte, war Anita. Sie machte sich einen Spaß daraus, fragte gerne, ob er schon wieder davon träume, mit ihr zu schlafen, weil es hier so ruhig sei (tatsächlich dachte keiner von uns daran, mit ihr zu schlafen, was sie hin und wieder zu kränken schien).

Was Matti und mich immer schon verbunden hatte, war der fehlende Bezug zu unserer Herkunft – vielleicht war sie uns egal, vielleicht verstanden wir einfach nicht das Prinzip der bedingungslosen Heimatliebe. Matti hieß eigentlich Martin, doch der Name hatte ihm nie gefallen, er klang nach einem mühseligen, langen und uninspirierten Leben. »Matti« war der finnische Wahlname, den er sich verlieh, nachdem er die Geschichte vom gleichnamigen Soldaten gehört hatte, der im Winterkrieg erst seine Einheit verlor und dann in eine ausgelegte Bärenfalle tappte; es hieß, er hätte sich selbst daraus befreit, indem er sich mit seinem Feldmesser den linken Fuß abtrennte und dabei

keinen einzigen Laut von sich gab, um nicht von den Russen entdeckt zu werden. Matti imponierte diese unbegreifliche Ruhe, die endlose Selbstdisziplin; ihn interessierte weniger der Wahrheitsgehalt der Geschichte, als ihre Mentalität – die Kraft der Stummheit war etwas, was er im lauten Wien dieser Tage sträflich vermisste. Er hatte die Stadt noch nie verlassen, er kannte keine Finnen, er wusste nicht, wie Finnland riecht oder schmeckt, und doch schien ihm dieses wundersame ferne Land im Norden so viel näher und wärmer als die fremde Heimat, die uns umgab.

Ich blickte noch einmal in das aufgeschlitzte Kuvert mit dem belgischen Poststempel. Bis auf das einseitige, abgetippte Schreiben befand sich nichts darin. In ihrer Hast musste die Mutter vergessen haben, ein Foto der Verschollenen beizulegen, dachte ich. Da ihre äußere Beschreibung im Brief zu wünschen übrigließ (»meine einzige u. wunderschöne Tochter«), setzte ich mich sofort daran, ihr zu antworten. Ich schrieb im Namen der Detektei, dass wir uns des Falles annehmen würden, wir jedoch nähere Informationen zu Ihrer Tochter brauchten, wenn möglich eine Fotografie, auf der ihr Gesicht klar erkennbar sei. Anschließend nannte ich das übliche Honorar plus möglicher Zuschläge, bei keiner Gewähr auf Erfolg.

Der zweite Brief aus Belgien ließ lange auf sich warten; aus irgendeinem Grund hatte ich in der Zwischenzeit davon abgesehen, Matti in den Fall einzuweihen. Erst als das nächste Schreiben

ankam, ging ich in sein Büro und erzählte ihm die gesamte Geschichte. Ich zeigte ihm das Foto von Liza de Mink, das die Mutter diesmal mitgeschickt hatte, und fragte, was er davon hielt. Das Bild war nicht optimal, die Aufnahme schwarzweiß und im Profil angelegt, zudem konnte sie nicht besonders aktuell sein, weil das Mädchen zu jung aussah – wofür sich die Mutter im beiliegenden Schreiben auch entschuldigte, leider besitze sie keine neueren Aufnahmen oder Farbfotografien, doch wenn es uns helfe, fügte sie an, ihre Tochter hätte »stralend helle, grasgrüne« Augen. Sie gäbe alles für einen weiteren Blick in diese Augen, sie wünsche, nein, sie fordere, dass Liza zurück nach Antwerpen komme.

Ganz ehrlich, sagte Matti, ich mache mir mehr Sorgen um die Mutter als um die Tochter.

Er hatte nicht Unrecht; wenn man die beiden Briefe verglich, wirkte das zweite Schreiben noch verzweifelter und hilfloser, die Mutter gab weiters an, sie vergehe vor Sorgen und hätte schon seit Tagen nicht mehr geschlafen, sie müsse die Texte abtippen, weil sie so stark zittere. Ein Kontrollwesen, dachte ich mit sonderbar wenig Empathie, vermutlich hatte sie die Tochter mit ihrer Liebe erdrückt, kein Wunder, dass sie von zuhause fortmusste. Ich fragte Matti, ob er Kontakte in die Kommune hätte, vielleicht jemanden kenne.

Eine Weile schwieg er, dann schüttelte er den Kopf. Er könne sich in Danis Klub umhören, doch großen Erfolg würde er sich dabei nicht ausrechnen. Leute aus der Kommune waren dort nicht gern gesehen.